

Gebräuche im Birseck

Autor(en): **Sütterlin, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **3 (1899)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-109860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gebräuche im Birseck.

Mitgeteilt von Dekan G. Sütterlin in Arlesheim.

(Schluss).

B. Gebräuche, welche mit den verschiedenen ländlichen Verrichtungen verbunden waren.

1. Ein sinniger Gebrauch war s. Z. das Schneiden des „Glückhämpfeli“. Am Ende der Ernte, wenn das letzte Getreide abgeschnitten wurde, liess man ein Büschel Aehren, gewöhnlich neun, wohl entsprechend dem neunmaligen Kyrie eleison bei der heil. Messe,¹⁾ stehen und, nachdem sämtliche Schnitter bei demselben ein Dank- und Bittgebet verichtet hatten, dasselbe womöglich durch ein „unschuldiges“ Kind abschneiden, und zwar mit drei Sichelhieben und in den drei höchsten Namen. Die abgeschnittenen Aehren wurden dann in einen Strauss zusammengefügt, mit Korn- und andern Blumen durchflochten und einem zierlichen Bande umwunden. Auch bildete man etwa damit einen „heiligen Geist“, d. h. man stellte sie so zusammen, dass sie eine Taube darstellten. Dasselbe wurde darauf daheim hinter den Spiegel gesteckt oder über demselben aufgehangen und blieb daselbst bis zur neuen Saat im Herbst. Da aber wurden die Aehren zerrieben und die Körner unter das Saatkorn gemischt. Man glaubte, dass dadurch dieses besser gedeihe. Darum sah man noch bis in die neuere Zeit bei jeder gläubigen Bauernfamilie ein solches Sträusschen in der Wohnstube. Dem Schreiber dieses war es wiederholt vergönnt, das „Glückhämpfeli“ zu schneiden, und er fand darin, wie übrigens auch Andere, jeweilen ein kleines Geldstück.

2. Anmutig war auch die „Sichellöse.“ Wenn das letzte Fuder Getreide heimgeführt wurde, wurde dasselbe mit einem kleinen Bäumchen geziert, und alle, die bei der Ernte mitgeholfen hatten, setzten sich zu demselben und fuhren so unter Singen

¹⁾ Vgl. WEINHOLD, Die mystische Neunzahl bei den Deutschen, in: Sitzungsber. d. k. preuss. Akad. d. Wiss. XIII (1897). [RED.]

und Johlen nach Hause. War der Herr der Ernte etwas wohlhabend, so wurde das Bäumchen noch mit Taschen- und Halstüchern behängt, welche den Schnittern als Zeichen der Zufriedenheit mit ihrer Arbeit zufielen. Daheim fand dann das „Erntemahl“ statt.

3. Eine ähnliche Feier fand statt nach Beendigung des Dreschens; die „Flegellöse“ genannt. Bevor man nämlich die Maschinen kannte, mittelst deren die Getreidekörner aus den Ähren ausgedrückt werden, wurden dieselben mit Flegeln ausgeklopft. Das war neben der Pflege des Viehes, dem „Holzmachen“ und der Anfertigung von Strohbindern für die zukünftige Ernte die Winterarbeit des Landmannes. Sobald sämtliche Früchte eingeheimst waren, fieng man an zu dreschen. Je nachdem der Bauer vermöglich war, besorgten dieses Geschäft 2–8 Männer, welche im Takte darauf losschlugen. Das gab dann eine förmliche Musik das Dorf hindurch, die dadurch noch erhöht wurde, dass sie schon in der Stille der Nacht, zumeist um 3 Uhr morgens begann, und dass viele Tennen mit Dielen belegt waren. Auf jeden Drescher war für den Tag eine Anzahl Garben berechnet. Waren diese ausgedroschen, so gieng es ans „Putzen“, d. h. das Getreide wurde durch Wannen oder Schwingen und Reiten oder Siebe von der Spreu und dem Staube gereinigt. Wem es daran gelegen war, möglichst sauberes Getreide zu haben, der worfelte das Gereinigte überdies noch, indem er es mittelst einer dazu bestimmten Schaufel, der aus der Bibel bekannten Wurf-schaukel, von einem Ende des Tenns nach dem andern warf wobei das Getreide seiner Schwere wegen mitten in der Scheune niederfiel, Spreu und Staub aber davonflogen. Die „Renneln“ kannte man damals noch nicht. — Das Dreschen dauerte in der Regel bis Weihnachten. War man damit fertig und das Korn in die dafür bestimmten Behälter des Speichers gebracht, so wurde den Dreschern ein Mahl bereitet, wofür gewöhnlich ein Schwein sein Leben lassen musste. Dieses Mahl, bei dem es selbstverständlich fröhlich zugieng, wurde im Volksmund „Pflegellöse“ genannt, weil die Flegel wiederum für ein Jahr „gelöst“ wurden, und bildete erst den eigentlichen Abschluss der Ernte.

Wie bei allen Arbeiten des Landmannes, so anstrengend dieselben mitunter auch waren und demselben oft kaum 5 Stunden Schlaf gönnten, herrschte auch beim Dreschen gemütliche Heiter-

keit und fehlte es nicht an mancherlei Schwänken. So geschah es nicht selten, dass die Drescher, wenn sie nach dem Morgenessen in die Scheune zurückkamen, ihre Flegel oder Wannen von dem Wipfel eines nahen Baumes oder der First eines Daches herunter holen mussten, um weiter arbeiten zu können. Nachbardrescher hatten dieselben während ihrer Abwesenheit dorthin verbracht. — Auch die „Wähen“ mussten während dieser Zeit erhalten. Wenn die Drescher witterten, dass irgendwo Brot gebacken werde, erspähten sie die Zeit, wo die Bäckerin sich aus dem Backhause entfernte, und entwendeten die Wähen, die in der Regel mit dem Brote gebacken wurden. Doch den Weibern fehlt es bekanntlich auch nicht an List. Wenn dieselben merkten, dass eine solche Absicht bestehe, überzogen sie einen zähen und schmutzigen Waschlappen mit Teig und bucken ihn zu einer anscheinend schönen Wähe. Das Lachen war dann natürlich auf ihrer Seite, wenn die Räuber ein verdriessliches Gesicht zu ihrer Beute machten.

Zur Ernte ist noch nachzutragen, dass, bevor man das Mähen des Getreide mit der Sense kannte, jeweilen Scharen von „Wäldern“, d. i. Leute ab dem Schwarzwalde in die Gegend kamen, um das Getreide mit der Sichel schneiden zu helfen. Jeder besser situierte Bauer stellte eine Anzahl derselben ein. Gewöhnlich bestand eine Schar aus 2–6 Frauen und einem Manne, der die Aufgabe hatte, die Sicheln von Zeit zu Zeit zu dengeln und zu wetzen. Diese „Wälder“ waren fidele, aber dabei arbeitsame und geschickte Leute, die meist im Verding (Akkord) arbeiteten und nach Beendigung der Ernte ein schönes Geld nach Hause trugen. Vor 50 Jahren noch gab es keine Ernte ohne „Wälder“, wie jetzt keine Baute ohne Italiener.

4. Während die Männer sich beim Dreschen vergnügten, suchten die Frauen Unterhaltung in den „Stubeten oder Keltabenden“. Im Winter nämlich, wenn die Erde mit Schnee bedeckt war, und man in Feld und Garten nicht mehr arbeiten konnte, nahmen die Frauen und Jungfrauen die Spinnräder hervor und spannen die Reisten, die sie sich durch Anpflanzen von Hanf und Flachs gewonnen hatten, um ihrem Hause das nötige Weisszeug zu beschaffen, sowie Zwilch zu Hosen, Röcken und Handschuhen. In früheren Zeiten wurden alle Hand-, Wasch- und Leintücher, sowie Hemden und Bettanzüge und die meisten Kleider selbst gefertigt. Auch Wolle wurde selbst

gezogen und gesponnen. Dafür dauerten aber die Kleider nicht nur „einen Vesper und Feierabend“, wie jetzt, sondern jahrelang, ja vererbten sich von Vater auf Sohn und manchmal noch auf den Grosssohn, was freilich jetzt auch deswegen nicht mehr möglich wäre, weil die Mode zu häufig ändert. — An Weihnachten musste jede Spinnerin wenigstens neun Strangen Garn haben, wozu es zwei Spulen voll brauchte. Die nicht so viel gesponnen hatte, galt für eine faule Spinnerin, und man behauptete, die Mäuse zerfrässen einer solchen die Reiste. Es war dann aber auch schön anzusehen, wenn im Frühjahr hundert und mehr Ellen Tuch vor oder neben dem Hause zum Bleichen durch die Sonne ausgebreitet waren. Das machte unwillkürlich den Eindruck der Wohlhabenheit eines solchen Hauses. Darum wetteiferten auch die Hausfrauen, die grösste „Bleiche“ zu haben, und es gab wenige Häuser, in denen im Winter nicht wenigstens ein Rädchen schnurrte.

Um nun aber bei dem Spinnen, wie die Männer beim Drieschen, auch etwelche Kurzweil zu haben, kamen abends eine Anzahl Spinnerinnen an einem Orte zusammen, oft bis zu einem Dutzend, das eine Mal in diesem, das andere Mal in jenem Hause, und da wurde dann, während die Rädchen schnurrten und Jede zuerst die Spule zu füllen trachtete, allerlei verhandelt und erzählt, wie es zu geschehen pflegt, wenn mehrere Weiber beisammen sind. Gieng ihnen aber der Stoff aus, so trat ein alter Mann, der, die Pfeife im Munde, auf der Ofenbank oder „Kunst“ sass, in die Lücke. Dieser unterhielt die Gesellschaft mit mehr oder minder ausgeschmückten Geschichten aus den früheren Zeiten des Dorfes, auch wohl mit Gespensterspuckereien und Hexenwerken, wobei die zarten Spinnerinnen oft nicht geringe Gänsehaut bekamen. Diese Zusammenkünfte nannte man Stubete oder Keltabende, und solche gab es bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts.

C. Anderweitige Gebräuche.

1. Das Wurstmahl und das Würstleinsingen. In der guten alten Zeit, als man alle Lebensbedürfnisse soviel wie möglich selbst zu produzieren suchte, und es noch nicht so viele Metzger gab, wurde in jedem Bauernhause — und Bauern waren die Birsecker s. Z. fast alle — jährlich wenigstens ein Schwein geschlachtet; und das war dann ein festlicher Akt. Verwandte und Bekannte wurden auf den Abend zu einem

Mahle eingeladen, dem sog. Wurstmahle. Dabei gieng es lustig zu und passierte es bisweilen, dass ein grosser Teil des Schweines schon am ersten Tage aufgezehrt wurde, namentlich wenn das geschlachtete Tier kein besonders schweres war. So wird erzählt — ob es sich im Birseck zugetragen hat oder in der Nachbarschaft oder ob es am Ende gar nur erfunden ist, wissen wir nicht; immerhin aber gibt es ein Bild von der damaligen Gepflogenheit — auch ein Pfarrer habe einmal ein Schweinchen geschlachtet und nach Brauch und Uebung seine Amtsbrüder der Nachbarschaft dazu eingeladen. Als nun diese spät abends das gastliche Haus wieder verliessen, habe ihnen der Gastgeber bis auf die Strasse hinaus mit der Lampe geleuchtet, und auf die Bitte derselben, er möchte sich doch nicht so viele Mühe machen, sie wüssten den Weg schon, ihnen geantwortet, er wolle doch seinem Säuli noch heimzünden.

Wir sagten, die Birsecker seien fast alle Bauern gewesen. Indessen gab es auch solche, die nicht so glücklich waren, ein Schwein mästen zu können. Um aber doch auch etwas von der Herrlichkeit des Wurstmahles zu geniessen, begaben sie sich in das Haus, wo ein Schwein geschlachtet worden und gaben durch ein Lied oder einen Spruch zu verstehen, dass sie auch etwas von dem Leckerbissen zu kosten wünschten, welcher Wunsch auch bereitwillig erfüllt wurde und das nannte man das Würstleinsingen. Unter andern wurde dabei folgendes Lied gesungen (nach P. BRODMANN „Heimatkunde von Ettingen“):

Wurst heraus, Wurst heraus!
Glück und Segen in diesem Haus!

Die Sau, die het en grosse Chopf:
Das git de Jude 'ne Opferstock.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het e grosse Schnure:
Gent-mer e Stück vo hinge dure.¹⁾
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so grosse Ohre:
D'Jude soll der Teufel hole.²⁾
Wurst heraus etc.

¹⁾ hinten durch.

²⁾ sind wohl die Wucherer gemeint.

Die Sau, die het e lange Hals:
Gent-mer e Stück und 's anger¹⁾ all's.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so grosse Site:
Gent-mer e Stück, so chan-i witer.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het e grosse Mage:
Gent-mer, was i cha ertrage.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so dicke Därm':
Machet kei so greussli Lärm.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so grosse Füess:
O wie sind die Schnitz so süess!
Wurst heraus etc.

Un Junpfere mit em rote Rock:
Loset, wie das Surchrut chocht!
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so dicke Knie':
Gent-mer e bitzli vom rote Wi.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het so grosse Chlaue:
Loset, wie d'Katze miaue!
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het e chrumes Bei:
Gent-mer e Wurst, so chan-i hei.
Wurst heraus etc.

Die Sau, die het e lange Schwanz,
Git der Jüdene e Hochzits-Chranz.
Wurst heraus, Wurst heraus!
Glück und Heil in diesem Haus!

2. Der Zimmerspruch. Wenn ein neues Haus aufgerichtet war, wurde auf der First ein Tannenbäumchen befestigt, mit so viel Taschen- oder Halstüchern behangen, als Arbeiter

¹⁾ andere.

an dem Bau beschäftigt waren. Daneben stellte sich dann ein Zimmermann und hielt von der Höhe herab eine Rede, worin er dem Bauherrn Glück und Segen zu dem Hause wünschte und damit gewöhnlich noch Anspielungen auf den Herrn der Welt und sein grosses Gebäude verband. Dabei trank er auf das Wohl des Bauherrn und warf dann das Glas zur Erde nieder und zwar so, dass es womöglich nicht zerbrach. Dies nannte man den Zimmerspruch. Darauf folgte dann das Aufrichtmahl. Nachfolgendes Beispiel eines Zimmerspruches, der uns von einem Zimmermeister aus Ettingen mitgeteilt wurde, hat wohl nicht mehr ganz seine ursprüngliche Form.

Beliebt es euch, ein wenig still zu sein
Und reden mich zu lassen?

Gott grüss' euch Alle insgemein,
Ihr Herren, Frauen und Jungfrauen, gross und klein!
Von mir sollt ihr Alle gegrüsset sein.
Mein' ich die Eine oder Andere nicht,
So bin ich kein ehrlicher Zimmergesell' nicht.

„Ehre sei Gott in der Höhe!“

Damit wollen unser Werk wir enden.
Ehe von dieser Stell' ich gehe,
Lasst danken mich mit gefalt'ten Händen.

Gott segne das durch Himmelsgaben,
Was Menschen hier verrichtet haben,
Der Baumeister, der den Erdenbau gemacht,
Der Sonne, Mond und Sterne aus nichts hervorgebracht!

Von Einem will ich nun fangen und heben an,
Vor Allen, die da unten stah'n:
Hochgeehrter Herr des Baus! ich bitt' Euch in allen Ehren:
Wollt Euch ein wenig zu mir kehren
Und dies' mein Wort mit Fleiss anhören!

Wir haben heut durch Gottes Macht
Diesen neuen Bau zustand' gebracht,
Der von rohem Holz gezimmert ward
Wohl in diesem Arbeitsjahr.

Der Bau ist gefügt aus Riegeln und aus Pfosten;
Das soll den Bauherrn eine gute Mahlzeit kosten.
Bauherr! trag auf Gebratenes und Gesottenes,
Weisses Brod, Wein und Bier bis zur Genüg',
So viel, dass der Tisch sich biegt'.

Wollt Euch den neuen Bau wohl ansehen,
 Ob er nach Eurem Wunsch thut stehn.
 Ich frage Euch mit frohem Mut,
 Ob Euch dieser Bau gefallen thut?
 Gefallet er Euch wohl,
 Gefallet er auch dem Meister und den Gesellen woh .
 Meister und Gesellen haben keinen Fleiss dabei gespart;
 Drum ist der Bau also wohl verwahrt,
 Dass ihn Jedermann darf achten.
 Wer will bauen an Strassen und Gassen,
 Der muss die Herrn und Narren tadeln lassen.
 Hätt' ich aller Jungfrauen Gunst
 Und aller Meister ihre Kunst
 Und aller Künstler ihren Witz,
 Wollt ich bauen auf einer Nadel Spitz'.
 Dieweil ich aber das nicht kann,
 Muss bauen ich auf wohl geraumten Plan.
 Dazu erfordert es aber guten Verstand
 Und eine wohl geübte Hand,
 Um einen solchen Bau recht abzumessen
 Und alle Stück' und Zimmer geschickt in einander zu passen.

Darauf folgt in Prosa eine Verherrlichung des Zimmerhandwerkes als des vornehmsten von allen Handwerken mit Berufung auf Gott, der in der heil. Schrift ein Baumeister genannt werde, auf Joseph, den Nährvater Jesu, der ein Zimmermann gewesen, auf Jesus, der seinem Pflegevater beim Zimmermann geholfen habe und darum ein Zimmermannssohn genannt worden, auf Salomon, der den Tempel zu Jerusalem erbaut, und darauf, dass Gott während des letztern Baus jeweilen des Nachts und niemals am Tage habe regnen lassen (?!). Dann fährt der Spruch weiter fort:

Ich hoff', der Bauherr werde keinen Unfall haben
 Und uns Zimmerleut' also begaben
 Mit Speis' und Trank, wie's ist Brauch,
 Und mit einem Trinkgeld auch.
 Sollte dieses nicht geschehen bald,
 So soll der Bau Händ' und Füß' bekommen
 Und laufen wieder in den Wald.
 Geschieht aber dies mit freundlichen Worten und guten Sitten,
 Dann wollen wir den lieben Gott für den Bauherrn bitten.

Er erhalt' ihn gesund, bis der Hase fängt den Hund
Und jedes Blatt wiegt hundert Pfund.

Zuerst will ich eins zur Gesundheit trinken,
Sonst thut mir das Herz in die Hosen sinken.
Ein neu gefülltes Glas frisch zur Hand genommen;
Nun soll die Reih' an Euch, hochedler Bauherr,! kommen.
Bauherr! ich trinke nicht aus grossem Durst,
Sondern Euch und der Baufrau zur Gesundheit nur.
Gern wollt' das Glas auch Euch ich reichen dar;
Aber es ist mir zu weit;
Ich hab' keinen Gaul, auf dem ich reit',
Und da zu hoch es mir ist herabzuspringen,
Will ich das Glas hinunter lassen klingen.
Glück und Glas, wie bald bricht das?
Glück und Unglück ist allen alten Jungfern ihr Frühstück.
Und wenn das Glas jetzt bricht,
So ist keine ehrliche Jungfrau in nicht.

Nach einer allegorischen Anwendung des Baues und des Vorganges bei demselben auf die Kirche oder Gemeinde Gottes, deren Grundstein Christus ist, schliesst endlich der Spruch:

Wer auf Diesen (sc. Christus) sich thut gründen,
Wird Gottes Kind sein und ewiges Leben finden,
Darum seht einmal, seht mit reizendem Vergnügen,
Wie prächtig der Geschmack am Bauen ist gestiegen.
Drum Heil, ja dreimal Heil dem Bürger, der so denkt,
Der willig und mit Lust sein Herz zum Wohlthun lenkt,
Der, wenn er Geld hat, sich zwar Paläste baut,
Doch auf die Armut auch ganz huldvoll niederschaut!

Kein merklich Unglück ist beim Bau geschehen,
Dieweil der Herr in Gnaden uns hat angesehen.

Nun will meinen Spruch ich enden:
Gott woll' dazu seinen Segen spenden!
Vor Wasser, Feuerschaden und aller Gefahr
Dieses Haus, o Herr! gnädiglich bewahr'.
Wer darin wohnt, den lass' in Glück und Frieden sein,
Und wer darin stirbt, den führ' in den Himmel ein!
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist
Sprich du selbst „Amen“ drein.